

49 Prozent

Babyschalen statt Penisverlängerung



Patrick Imhasly

Penisverlängerung: Extender im Vergleich. Für massloses Vergnügen beim Sex». Oder: «Knackige Rundungen und Proportionen – eine Frau hat weitaus mehr zu bieten. Die elf schönsten Körperteile». Das sind Themen, mit denen sich «Men’s Health», der deutsche Ableger des amerikanischen Fitnessmagazins für Männer, normalerweise beschäftigt. Und jetzt das: «Bin ich ein guter Vater? Von Erziehung bis Beziehung: Was Sie von den besten Dads der Welt lernen können». Oder: «Darf ich vor meinem Kind rauchen oder trinken?» Seit einem Jahr gibt der Verlag Rodale-Motor-Presse unter dem Titel «Men’s Health Dad» alle sechs Monate ein Magazin heraus, das sich ausschliesslich an Väter richtet. Eben ist die dritte Ausgabe erschienen. Natürlich geht es im grossen Vergleich von Babyschalen für das Auto um Lifestyle für die angehenden hippen Väter, die nicht ahnen können, dass es mit den ästhetischen Dingen im Leben für lange Zeit vorbei ist, sobald der Nachwuchs da ist. Aber das Heft gibt auch ernsthaften Männerfragen Raum, etwa wenn es den psychischen Nöten von

Männern auf den Grund geht, die ihre Familien verlassen haben und dafür in den Augen der Gesellschaft moralisch Ablass zu leisten haben. Die Lacher sind geschenkt, wenn man sich über «Men’s Health Dad» lustig macht, wie die «Süddeutsche Zeitung» das getan hat: «Wer wirklich ein Kind zu Hause hat, aber von einer Zeitschrift erklärt bekommen muss, wie diesem Kind die Windeln gewechselt werden, dem ist umgehend das Sorgerecht zu entziehen.» Ich finde das Heft manchmal etwas überdreht, aber unverkrampt, unterhaltsam und durchaus informativ, ja sogar lehrreich. Abonnieren würde ich es nur darum nicht, weil ich vor der Geburt unseres ersten Kindes bereits «Schwangerschaft für Dummies», eine höchst empfehlenswerte Handlungsanleitung für Männer und Frauen, verschlungen habe und im Moment mit dem Vorlesen von Kinderbüchern ziemlich gut bedient bin. Das neue Heft ist nicht das Ergebnis eines Gleichstellungsprojekts – es geht ums Geschäft –, und wenn sich Magazine wie dieses nicht verkaufen, werden sie schneller wieder eingestellt, als das Drucken einer einzigen Auflage dauert. Und doch ist es ein ermutigendes gesellschaftliches Zeichen, dass solche Publikationen überhaupt auf den Markt kommen. Denn sie zählen nicht nur auf eine kaufkräftige, sondern offensichtlich auch auf eine wachsende Kundschaft: die gut ausgebildeten neuen Väter, die mehr von der Familie haben wollen als ihre eigenen Väter und bereit sind, dafür zumindest auf

Viele Männer mögen es nicht, wenn die Frauen ständig versuchen, ihnen in den Kopf zu steigen.

einen kleinen Teil ihrer beruflichen Karriere zu verzichten. Anscheinend rechnen sich die Bedürfnisse dieser Klientel nicht nur für die Produzenten von Familienautos, sondern auch für die Hersteller von Babywindeln, die sonst nicht eigens auf Väter zugeschnittene Inserate schalten würden. Väter, die beruflich engagiert sind, aber auch zu Hause ihren Mann stellen und wissen, wie man Kopfläuse wieder loswird, sind interessante Menschen, um die zu werben es sich lohnt. «Men’s Health Dad» richtet sich zwar an Männer. Ich bin mir aber sicher, dass die Frauen als Erste danach greifen, wenn das Heft zu Hause herumliegt. Und das ist gut so. Viele Männer mögen es nicht, wenn die Frauen ständig versuchen, ihnen in den Kopf zu steigen. In der neuesten Ausgabe des Magazins können sie stattdessen zum Beispiel nachlesen, warum es für einen Vater entmündigend ist, mit der Frage konfrontiert zu werden: «Was hast du dem Kind denn da angezogen?» Ausserdem können sich die Frauen so – quasi inkognito – mit Familienfragen beschäftigen, ohne dass sie sich am Kiosk verschämt in die Ecke für Mütterratgeber zurückziehen müssen. Ich für meinen Teil lasse mir solche Gelegenheiten jedenfalls nicht entgehen. Manchmal suche ich den Coiffeur sogar etwas früher auf als vorgesehen – nur damit ich dort in aller Ruhe Frauenzeitschriften lesen kann. Das hilft mir zu begreifen, wie Frauen ticken.

Patrick Imhasly ist Redaktor im Ressort Wissen der «NZZ am Sonntag».

Die E-Mail-Debatte

«Die Like-Kultur der Social Media taugt nicht als Grundlage für Politik»

Für Gerhard Pfister zeigt Trumps Wahlsieg vor allem die Schwäche der Kandidatur Clinton. Balthasar Glättli sieht im Resultat das Ende der Freihandelsideologie

Balthasar Glättli
Geschätzter Kollege! Die meisten Umfragen hatten ein anderes Resultat vorausgesagt. Aber Donald Trump wurde klar zum US-Präsidenten gewählt, auch wenn er das Volksmehr verfehlte. Verstehen Sie, wie jemand, der sich mit seinen Milliarden brüstet und die Clintons zu seiner Hochzeit eingeladen hatte, als «Kämpfer gegen die Eliten» Erfolg haben konnte?

Gerhard Pfister
Geschätzter Kollege, ich stelle fest, dass ein schlecht erzogener Milliardär, der seine rüpelhaften Manieren offen zur Schau stellte und sich einen Wahlkampf der Beleidigungen leistete, amerikanischer Präsident wird. Das sagt wohl etwas über Amerika, die Prognostiker und Clinton aus. Ich stelle weiterhin fest, dass die Medien, die vorher genau wussten, dass Clinton gewählt werde, jetzt ebenso genau wissen, wie Trump regieren wird. Ich hörte im Vorfeld immer wieder: «Trump is bad, Clinton is worse». Clinton unterlag schon vor acht Jahren in den Vorwahlen gegen Barack Obama. Die Demokraten haben es verpasst, eine Kandidatur aufzubauen, die nicht so direkt für das Washingtoner Establishment stand. Trump gab dem Mittelstand eine Stimme, der in den USA erodiert.

Balthasar Glättli
In den Nachwahlbefragungen hat sich gezeigt, dass die Stimmberechtigten mit einem Jahreseinkommen unter 50 000 Dollar mehrheitlich Clinton wählten, die wohlhabenderen Trump. Die Aussage, dass die schlecht verdienenden weissen Arbeiter Trump wählten, ist zumindest mit Vorsicht zu geniessen. Vermutlich waren es also nicht die tatsächliche Not, sondern Abstiegsängste, die das Terrain für Trump bereiteten. Dass allerdings ein Milliardär, der nicht nur seine Angestellten und Auftragnehmer immer wieder um einen Teil ihrer Entschädigung prellte, sondern sich auch durch die Banken aus den Konkursen retten liess, hier

Debattierer



Balthasar Glättli, 44, ist Nationalrat der Grünen aus dem Kanton Zürich und seit 2013 Fraktionschef. Er führt eine Einzelfirma für Kampagnenberatung und Webdesign.



Gerhard Pfister, 53, ist Nationalrat der CVP aus dem Kanton Zug und seit 2016 Präsident der CVP Schweiz. Beruflich arbeitet er in Führungsgremien von Privatschulen.

so viel Vertrauen genoss, kann ich weiterhin nicht nachvollziehen.

Gerhard Pfister
Wenn das die gleichen Umfragespezialisten sind, die sich gerade eben so verhauen haben, würde ich nicht zu sehr drauf setzen. Die USA sind ein gespaltenes und zerrissenes Land, dessen Bevölkerung tief verunsichert ist. Schon die Regierung Obama bekam das zu spüren, und war innen- wie aussenpolitisch eher mit Rückzugsgefechten beschäftigt. Die isolationistischen und protektionistischen Erklärungen von Clinton wie Trump waren sich erstaunlich ähnlich. Es stellt sich jetzt die Frage, wie viel davon Trump wirklich umsetzen kann und will. Ich vermute, dass auch der Kongress ein Gegengewicht bilden wird, auch wenn die Mehrheiten republikanisch sind. Die Nato beispielsweise würde durch einen Rückzug der USA kaum mehr in der Lage sein, die Sicherheit des atlantischen Raums zu gewährleisten. Über diese Tatsache können auch die öffentlichen Sympathiebekundungen des russischen Präsidenten Putin für Trump nicht hinwegtäuschen. Der freie Handel wird ebenfalls nicht derart eingeschränkt werden können, wie Trump das im Wahlkampf zu beabsichtigen schien.

Balthasar Glättli
Sie müssen schlicht zur Kenntnis nehmen, dass die neoliberale Freihandelsideologie heute nicht mehr mehrheitsfähig ist. Die Frage ist, ob sie durch einen rückwärtsge wandten nationalistischen Isolationismus abgelöst wird oder durch einen faireren Welthandel, wie ihn zum Beispiel die Grünen fordern. Aber zurück zu den USA: Spannend ist ja, dass man Clinton vorgeworfen hat, dass sie sich auch selbstkritisch von der früheren Freihandelsbegeisterung distanziert hatte – an Trump dagegen perlt sein Meinungswechsel in vielen wesentlichen Positionen ab. Und das ist nur der Anfang: Faktenprüfer ermittelten ja, dass Trumps Aussagen zu 70 bis 80 Prozent schlicht falsch

waren. Für mich als Politiker, der sich doch auch ein wenig den Werten der Aufklärung verpflichtet fühlt, ist diese postfaktische Ära der Politik ein ganz grundlegendes Problem! Für Sie auch?

Gerhard Pfister
Ich wäre schon froh, wenn Sie nicht immer «freiheitlich» mit «neoliberal» gleichsetzen würden, auch wenn Sie damit immer schön etatistisch ideologisch unterwegs sein mögen. Clintons Opportunismus war eine ihrer vielen Schwächen. Wer nicht einmal gegen einen Rüpel wie Trump gewinnen kann, muss selbst ein grosses Glaubwürdigkeitsproblem haben. Der neumodischen Rede vom «Postfaktischen» kann ich wenig abgewinnen. Denn oft wird als Faktum behauptet, was bereits politische Interpretation ist. Das heisst nicht, dass ich Trump besondere Wahrheitsstreue nachsagen möchte. Von Trump habe ich kaum programmatische Aussagen vernommen, ausser dass er Amerika wieder gross machen wolle, Frustrationen verstärkte, statt darauf zu antworten – und dass er sein Ego ausstellte.

Balthasar Glättli
Ihren Schlussbemerkungen kann ich zustimmen – sofern wir rassistische Aufhetzungen und Erklärungen zum Mauerbau nicht als programmatische Aussagen werten... Den ganzen Rest muss ich zurückweisen. Ich erachte es als reales Problem für jede Demokratie, wenn offensichtliche Lügen mit einem Schulterzucken weggesteckt werden und stattdessen die nervöse Like-Kultur in den Social Media bestimmt, welches Märchen gerade als wahr gilt.

Gerhard Pfister
Bei «offensichtlichen Lügen» stimme ich Ihnen zu. Wenn aber auch das «postfaktisch» genannt wird, was einem nicht in die Ideologie passt, wird dieser Modejargon für mich dubios. Die Like-Kultur der Social Media taugt nicht als Grundlage für Politik, auch da haben wir Konsens.

Alles, was Recht ist

Parteibuch unter der Richterrobe



Markus Felber

Bundesrichter wird in der Schweiz nur, wer sich einer politischen Partei zuordnet und bereit ist, ihr jährlich einen nicht unbeachtlichen Obolus zu entrichten. Dennoch ist der namentlich von Anwälten immer wieder beschworene Eindruck falsch, das Parteibuch der Richter bestimme ihre Rechtsprechung. Immerhin werden gegen 99 Prozent der Urteile einstimmig gefällt, obwohl die Richterbank so gut wie nie parteipolitisch homogen besetzt ist. Und bei den nicht einstimmig zustande gekommenen Entscheiden verläuft die Front kaum je entlang den Parteigrenzen auf der Richterbank. Die Regel gilt indes nicht ganz ohne Ausnahmen. So gibt derzeit zu reden, dass ein schwer krimineller Ausländer in der Schweiz bleiben darf, nur weil im Bundesgericht drei links-grüne Richter ihre zwei bürgerlichen Kollegen überstimmt hatten. Dass sich das Parteibuch ab und zu doch regt unter der Richterrobe, ist nicht neu. Bis weit ins 20. Jahrhundert etwa schied die Ehescheidung liberale und katholisch-konservative Partei-Geister im höchsten Gericht. Gemeinsamer Nenner des Phänomens ist, dass es um gesellschaftlich brisante Themen geht und die Richter deswegen argwöhnen, ihre Parteioberen könnten ihnen auf die Finger schauen. Vermutlich ist dem gar nicht immer so. Doch auch wenn es oft voreiliger Gehorsam sein mag, schleckt keine Geiss weg, dass die Rechtsprechung in gewissen Bereichen halt doch von Parteipolitik beeinflusst wird. Langjährige Beobachter der Szene wissen indes, dass Bundesrichter alles andere als gerne nach der Pfeife ihrer Parteizentrale tanzen. Die meisten tun es einzig wegen der alle sechs Jahre anstehenden Wiederwahl. Echte richterliche Unabhängigkeit würde eine Wahl auf eine feste Amtsdauer ohne periodische Bestätigungswahl voraussetzen. Genau das aber wollen die Parteien nicht, weil unabhängige Richter weder beim Amten nach der Parteizentrale schielen, noch dort ihren jährlichen Obolus abliefern.

Markus Felber war NZZ-Bundesgerichts-korrespondent.

Strittis Schlagzeile

Zu all den Prognostikern, Analytikern und Experten der US-Politik.



Hermann Strittmatter ist Gründer und Leiter der Werbeagentur GKK in Zürich.